



Sollten wir es „Abendrot“ nennen, wenn Wolken von unten rosa beschienen sind? Abendrot im klaren Himmel, ein keusches Versprechen – Ja, das kann schön sein, kann uns für die ganze Nacht, für den folgenden Tag sogar, Reinheit geben, ein Gefühl von Schuldlosigkeit. Aber mit den rosa geränderten Wolken meinst du doch dazu noch etwas anderes, nicht wahr? Wenn du uns, Himmel, gern schuldlos und rein hast, so magst du uns dabei gewiss nicht kalt. Du wünschtest uns sicher warm, heiter, voll Liebe.



Es kann sein, dass ein Gewitter, das uns Angst macht, dem Himmel eine Freude ist. Auch uns gefallen die hin und her zuckenden Blitze, und wenn wir nichts zu fürchten hätten, würden sie uns noch viel besser gefallen. Der Himmel hat nichts zu fürchten. Ein Gewitter: Ein kurzer Temperamentsausbruch des Himmels, der sich ja sonst in Gelassenheit übt.



Was sagst du, Himmel, zu den Spuren von Schwefelgelb in deinem Gewölk? „Hölle, Pech und Schwefel“, sagte man einst und meinte nichts Gutes damit. Wenn ein Klumpen Höllenschwefel im Himmel sich spiegelt, was heißt das dann? Dass wir Menschen Hölle überall sehen können, sogar im Himmel? Ist dies Schwefelgelb ein Zeichen dafür, dass wir Menschen leider, leider, imstande sind ursprünglich himmlische Zustände in höllische zu verwandeln?



Ein bisschen dämmrig ist es hier schon, ein paar Wölkchen sind am Horizont aufgestiegen, die Sonne ist untergegangen. War es nicht ein glücklicher Tag, ein Tag voll Tatkraft und Arbeitsfreude? Ja, und er ist ja noch lange nicht zu Ende, sein mystisches Blau verspricht noch viel! Vielleicht geht nicht in Erfüllung, was man sich wünscht, mag auch sein, man weiß nicht einmal genau, wonach man sich sehnt – aber ist die Sehnsucht allein nicht schon wunderbar?



Richard Wall

**Zu den poetischen „Himmelleitern“ von Irmgard Perfahl
und Ferdinand Reisinger**

Der Himmel? – Wer ist das? – Ein männlicher Immerüberuns? Lichtdurchfluteter Statthalter eines höheren Wesens, in den man, nach gewissen Geboten gelebt, kommt, um mit diesem höheren Wesen zu verschmelzen?

Der Himmel und die Hölle. Welch ein ungleiches Paar! Ein quadratisches Papier, mehrmals gefaltet, spitze Pyramiden für vier Finger, in die sich kreuzenden Faltungen streichen wir rote und blaue Farbe, und das Spiel ist fertig. Himmel oder Hölle! – Nein, bitte keine theologische Diskussion, kein Diskurs über Manichäismus, keine Hölle, diese ist nicht das Thema, ist kaum einer Erwähnung wert in den poetischen Meditationen von Irmgard Perfahl.

Manche sprechen mit Gott, Perfahl spricht mit dem Himmel. Ist mit ihm auf Du und Du. So scheint es. Warum spricht sie nicht mit Menschen? – Menschen würden antworten. Den Himmel kann man deuten, ohne daß er sich wehren kann. Denn: Wer schon könnte so viele Fragen ertragen wie dieser Himmel, der „nichts zu fürchten“ hat, der „so eisig ist“, aber auch „Zuversicht bewirkt“. Also doch: der Himmel in seiner Unendlichkeit aus Luft und Licht eine Projektionsfläche für die Phantasmagorien einer endlichen Existenz? Ein aufs menschliche Maß zugeschnittener Spiegelscherben, mit dem ein Narziß selbstverliebt spielt?

Nein, nicht nur. Irmgard Perfahls Sätze greifen darüber hinaus, sie nehmen dieses sich ständig verändernde Überuns als Gesprächspartner wahr, die Autorin fühlt sich hinein in das arhythmisch auftretende Repertoire an Himmelserscheinungen und -zuständen, der Himmel ist für sie eine Instanz, die es in sich hat, über ihre reinste Form die Menschen zu beglücken: „Fühlst Du dich am wohlsten, Himmel, wenn keine Wolke dich trübt? Freust du dich, wenn die Menschen zu dir aufschauen und glücklich ausrufen: wolkenlos! Bist du zufrieden, wenn deine unverdeckte Sonne alles reifen lässt, Getreide und Wein? Oder fühlst du mehr mit

denen, die unter wochen- oder monatelanger Gluthitze und Dürre leiden? Verstehst du die Gebete um Regen? Gewiss. Aber dennoch: wolkenlos, wolkenlos! Das muss doch herrlich sein für einen Himmel.“

Die Poesie darf auch von Dingen Verständnis erwarten, da sie eine andere Auffassung hat von Wirklichkeit. Sie ermöglicht über und mit Dingen zu sprechen aufgrund einer magischen Beziehung, deren Tiefe oder Qualität abhängt von der Konzentration auf diese, und von der Fähigkeit, diese Konzentration – vielleicht ist es sogar Liebe – in Worte zu fassen.

Zum Himmel hat die Autorin, wie sie sagt, seit ihrer Kindheit eine spezielle Beziehung. Die Unendlichkeit, die sie in ihm sah, faszinierte sie schon immer, aber auch als Fläche konnte sie ihn sehen, als Leinwand mit oder ohne Bilder, und in seinen auf die Erde wirkenden Erscheinungsformen neigte sie dazu, das Spektrum seelischer Zustände von Menschen darin zu sehen.

In der vorliegenden, scheinbar naive Fragen stellenden Prosadichtung geht sie, wie schon gesagt, über diese Projektions- und Spiegelungs-metapher hinaus. Auch im Himmel ist Vergänglichkeit; „wir schauen den Zugvögeln nach, die in dir verschwinden, ja, wir wissen, auch wir werden verschwinden, und dann werden wir wissen, das Leben war schön, auch wenn wir uns, wie jetzt, nicht mehr daran klammern werden, das Leben war schön“. Einer der schönsten Sätze der Prosa, zu einem himmlischen „Morgenfrieden“ nach einer stürmischen Nacht – Besänftigung als Hoffnung ausgedrückt –, steht auf S. 8: „Soll er (der Morgenfrieden) nicht ein Hinweis darauf sein, dass Eintracht unter Menschen nicht nur aus Ermattung möglich ist?“

An einer Stelle verweist sie wie beiläufig auf die kulturhistorische Bedeutung des Himmels: Ohne Azur wäre kein Blau in den gotischen Glasfenstern. Auch die Lichter, die wir nächtens entzünden, sind auf die Erde geholte Sterne – heute jedoch bereits so grell und verschwenderisch, daß wir die alten Leitbilder nicht mehr sehen können und aus den Augen verlieren.

In der Dichtung von Perfahl ist noch ein Staunen, ist noch Sehnsucht, ist noch etwas von der Magie der alten Sternbilder. Ist sie nicht auch in den Wolken, die über den Himmel ziehen, bevor sie sich auflösen in ein Nichts?

II

Die Fotos von Ferdinand Reisinger zeigen uns einen anderen Himmel, einen geteilten, ja gerasterten und einen von Kondensstreifen durchkreuzten. Aber auch organische, runde, manchmal sogar arabeske Formen treffen auf lineare Variationen aus Metall, auf sich kreuzende oder graphische, parallel geführte Elemente. Ein metallisches Blinken zwischen den „Notenlinien“, gleich einer mittelalterlichen Quadratnotation, bringt auch Musik ins Spiel. Ein subtiler Hinweis auf eine bestimmte Tonlage dieser Bilder?

Auch noch so harte Kontraste werden relativiert von den Farbräumen des Himmels, von den eigenwilligen, mehr oder weniger flüchtigen Formen von Wolken. Hinter den Windharfen energiegeladener Drähte und der Cirrusschleier sich auflösender Flugzeugspuren leuchten also auch hier das Licht und die Farben der Himmel Perfahls. Unerschütterlich. Die Korrespondenz zwischen der Himmel-Textwelt und der Himmel-Bilderwelt ist keine vordergründige, sie erschließt sich erst bei näherer Betrachtung und genauerer Lektüre. Die Voraussetzung für die eine wie die andere Gestaltung ist jedenfalls die gleiche, nämlich: die Beobachtung und mit ihr, Hand in Hand, die Empfindung. Nur im Medium und in den jeweils mit der Gestaltung einhergehenden komplexen Gedanken, Überlegungen und Entscheidungen, die zum künstlerischen Ausdruck, bzw. zu einer künstlerischen Manifestation führen, liegt der große Unterschied. Das Ergebnis ist – bei der Autorin wie beim Lichtbildner – Poesie. Sie resultiert nicht zuletzt – und das ist das Entscheidende – aus der formalen Qualität der jeweiligen künstlerischen Manifestation.

Der irische Fotograf Fergus Bourke sagte mir einmal, das Geheimnis seiner Landschaftsfotografie sei die Miteinbeziehung des Himmels in die Landschaft, genauer gesagt: der Lichtaufteilung in ihm durch Wolken. Dementsprechend zeigen seine großartigen Schwarz-Weiß-Fotos von den Landschaften Westirlands oft mehr Himmel als Erde, aber die Landschaft setzt sich fort in den Wolken, und umgekehrt definieren und präzisieren die Wolken (ihre Formen, das von ihnen geschaffene Hell-Dunkel etc.) den Charakter der Landschaft. Stärker als vielleicht vom Schöpfer beab-

sichtigt und vom Betrachter erkannt sind die Fotos von Reisinger auch Landschaftsfotografie. Sie sagen etwas aus über eine bestimmte Landschaft, über ihre ökonomische Nutzung und über die in ihr vorkommenden Formen. In der unmittelbaren Anschauung verstörende und häßliche Formen können, vom Künstler und Medium zu einem gestalteten „Bild“ transformiert, als durchaus ästhetisch interessant, ja vielleicht sogar innerhalb eines Bildganzen als „schön“ (weil spannungsreich etc.) empfunden werden. Oder, anders ausgedrückt, was in der Realität gesehen wird als ein Chaos, das man am besten ausblendet oder verdrängt, kann ausschnitthaft und mimetisch verändert von einem vorurteilslosen Betrachter als wohlkomponiert erlebt werden.

Es gibt eigentlich nur einen Himmel, doch sein Antlitz wechselt ständig. Die Dichter nehmen es sich heraus und sprechen von ihm im Plural (s. auch Gedicht von Ernst Meister) und die Maler haben, nach und nach, hinter dem Gold und Schwarz ihrer Hintergründe auch die Himmel entdeckt: Welch eine unglaubliche Vielzahl an Himmelsdarstellungen, Himmel die wie magnetisch den Blick anziehen, einen Sog ausüben. Wer einmal Albrecht Altdorfers „Alexanderschlacht“ oder die Spiralhimmel des späten van Gogh gesehen hat, wird sie nicht mehr vergessen (Reisinger lebt und arbeitet in St. Florian: Vielleicht haben ihn – bewußt oder unbewußt – die Himmel auf den Altarbildern Altdorfers, die im Stift aufbewahrt werden, zu seinen nahezu manischen Himmelsbeobachtungen mittels Kamera geführt?).

III

In unserem Dorf gab es einen alten Mann, einen ehemaligen Bauern, der stundenlang in den Himmel schauen und die Wolken beobachten konnte. Als ich ihn einmal fragte, was er denn da oben sehe, sagte er mir: Tiere und andere Wesen, die noch in keinem Lexikon der Welt vorhanden seien. Einmal habe er zwei riesige Fische über den Himmel ziehen sehen, einen roten und einen blauen, die, bevor sie den Horizont erreichten, eine Kehrtwendung vollzogen hätten, eine Rolle. Eckige Formen hätten sie am

Rücken gehabt, gleich scharfzackigen Flossen. Ein andermal sei der Himmel bevölkert gewesen mit exotischen Tieren: „Is eh kloa“, stellte er fest, „im Uawoed haums jo koan Plotz mehr, wäusn obrennan und ohoizn; irgendwo miassns jo hin, die Viecha ...“ – Er sah nicht nur in den Wolken Formen, denen er eine Gestalt zuordnete oder die er als Gestalt interpretierte, sondern auch in den wolkenlosen Stellen dazwischen. Er war bei jedem Wetter im Freien, manchmal auch nachts oder schon sehr bald in der Frühe: Es gab wohl keinen größeren Kontrast zwischen ihm, der langsam, den Kopf bereits in den Wolken, am Rand der Dorfstraße hinausschritt, um dann in einen Feldweg einzubiegen, und den Pendlern in ihren Autos, die mürrisch und blind für die Morgenhimmel an ihm vorbeijagten um in die Stadt zu gelangen. Er sprach nicht viel, und über das, was er sah, nur dann wenn man danach fragte. Zeigte man sich interessiert, begann er ausführlich seine Beobachtungen zu schildern. Die meisten Menschen hielten ihn für verrückt, und ich sagte mir, daß man ihn in früheren Zeiten entweder für einen Visionär gehalten oder man ihm den Prozeß gemacht und am Scheiterhaufen verbrannt hätte.

Vom Himmel kommen wir nicht los, auch Jakob hatte seine Leiter in den Himmel (besonders schön dargestellt in einem Bild von Adam Elsheimer). Die Unvollkommenheit des Menschen, sein Bedürfnis zu transzendieren, auszubrechen aus der Welt ökonomischer Zwänge und physikalischer Gesetzmäßigkeiten einerseits und die breite Lichtleinwand des Himmels andererseits – welch ein spannungsreiches Thema, nicht nur für Visionäre, Theologen und Sterngucker, sondern auch für Fotografen und Dichter wie Ferdinand Reisinger und Irmgard Perfahl.

Irmgard Perfahl

geb. 1921 in Birkfeld, Steiermark; Studium der Chemie und der Germanistik in Graz und Prag. Lebte zeitweilig als Kind in Deutschland, kam dann 1944 nach Enns. Erste Veröffentlichungen in den von Hans Weigel herausgegebenen „Stimmen der Gegenwart“ und im „literarischen Jahrbuch“ der Stadt Linz, „Stillere Heimat“ (Vorläuferpublikation der „Facetten“). Lebte und arbeitete von 1966 bis 1970 in Linz, danach bis 2002 in Tübingen. Lebt derzeit in Leonding bei Linz.

Mitgliedschaften: Hölderlin-Gesellschaft, deutsche Marcel Proust Gesellschaft, Grazer Autorenversammlung und österr. Schriftstellerverband.

Werke (Auswahl):

„Fahren, aber niemals ankommen“ (Stuttgart 1977); „Anscheinend unverletzt“ (Stuttgart 1980); „Fortbewegungen“ (Stuttgart 1978); „Guten Tag, Freiheit (Tübingen 1980); „Schwarzes Lächeln Senegal“ (Tübingen 1984, 2. Auflage 2002); „Mosaik“ (Tübingen 1994); „Eukalyptus, was flüsterst du“ (Tübingen 2003). Übersetzungen (George Simenon, Mario Luzi; 10 italienische Renaissancedichterrinnen).

Ferdinand Reisinger

geb. 24.07.1946 in Mauthausen

Augustiner Chorherr des Stiftes St. Florian
Stiftsdechant

Univ.Prof. an der Katholisch theologischen Privatuniversität
Linz (Gesellschaftslehre und Pastoralsoziologie)

Studien der Philosophie, Theologie, Politikwissenschaft und
Geschichte. Interesse für (moderne) Kunst, Gestalter von Aus-
stellungen (Stift St. Florian), intensive Beschäftigung mit
Fotografie